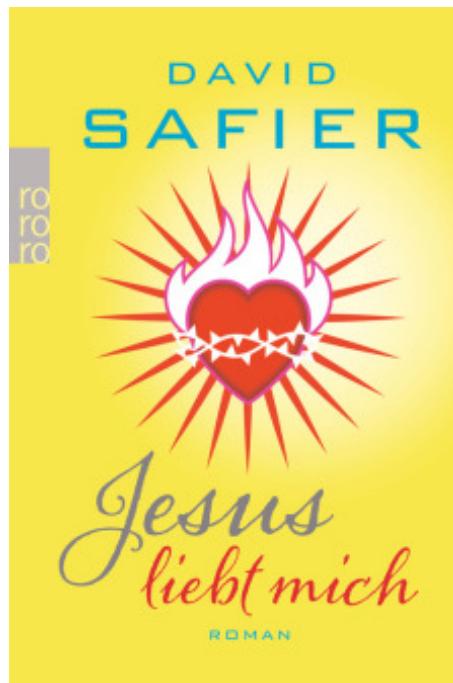


ror
ror
ro

Leseprobe aus:

David Safier

Jesus liebt mich



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

David Safier

JESUS LIEBT MICH

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Sonderausgabe September 2014

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, November 2009

Copyright © 2008 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt

(Abbildung: thinkstockphotos.de)

Satz Haarlemmer PostScript (InDesign)

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 499 26828 1



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen, Schweden.

Für Marion, Ben und Daniel
... ich liebe euch

So hat Jesus doch nie im Leben ausgesehen, dachte ich, als ich mir ein Abendmahl-Gemälde im Pfarrbüro ansah. Der war doch ein arabischer Jude, wieso sieht er dann auf den meisten Bildern aus wie einer von den Bee Gees?

Weiter kam ich in meinen Gedanken nicht, denn Pastor Gabriel betrat das Büro, ein älterer Herr mit Bart, einschüchternden Augen und tiefen Sorgenfalten, die sicherlich jeder bekommt, der über dreißig Jahre Schäfchen hüten muss.

Ohne jegliche Begrüßung fragte er mich: «Liebst du ihn, Marie?»

«Ja … ähem … klar liebe ich Jesus … großartiger Mann …», antwortete ich.

«Ich meine den Mann, den du in meiner Kirche heiraten willst.»

«Oh …»

Pastor Gabriel stellte immer so indiskrete Fragen. Die meisten Leute in unserem kleinen Örtchen Malente führten das darauf zurück, dass er sich ernsthaft für die Menschen interessierte. Ich hingegen glaubte, dass er schlicht und ergreifend unglaublich neugierig war.

«Ja», erwiderte ich, «natürlich liebe ich ihn.»

Mein Sven war ja auch ein liebenswerter Mann. Ein sanfter Mann. Einer, bei dem ich mich geborgen fühlen konnte. Dem es auch kein bisschen was ausmachte, mit einer Frau zusammen zu sein, deren Body-Mass-Index Anlass für Klagegebeten gab. Und vor allen Dingen: Bei Sven konnte ich mir sicher sein, dass er mich nicht mit einer Stewardess betrügt – so wie mein Ex Marc, von dem ich hoffte, dass er einmal in der Hölle schmoren würde. Betreut von äußerst kreativen Dämonen.

«Nimm Platz, Marie», forderte Gabriel mich auf und schob seinen Lesesessel an den Schreibtisch. Ich setzte mich hin und versackte im dunklen 70-Jahre-Leder, während Gabriel an seinem Tisch Platz nahm. Ich musste zu ihm aufsehen, und mir war sofort klar: Das ist eine von ihm durchaus beabsichtigte Blickachse.

«Du willst also in der Kirche heiraten?», fragte Gabriel.

Nein, im Hühnerstall, hätte ich am liebsten gereizt geantwortet, erwiderte aber in möglichst nettem Tonfall: «Ja, darüber wollte ich mit Ihnen sprechen.»

«Ich habe dazu nur eine Frage, Marie.»

«Und welche?»

«Warum willst du in der Kirche heiraten?»

Die ehrliche Antwort darauf wäre gewesen: Weil es nichts Unromantisches gibt als eine Hochzeit auf dem Standesamt. Und ich schon als kleines Mädchen von einer kirchlichen Hochzeit in Weiß geträumt habe und es auch jetzt noch tue, obwohl ich vom Kopf her natürlich weiß, dass es nichts Kitschigeres gibt, aber wer interessiert sich bei einer Heirat schon für den Kopf?

Doch dies zuzugeben schien mir nicht gerade förderlich für mein Anliegen. Daher stammelte ich mit dem besten Lächeln, das ich nur zaubern konnte: «Ich ... Es ist mir ein tiefes Bedürfnis in der Kirche ... vor Gott ...»

«Marie, ich sehe dich hier so gut wie nie in den Gottesdiensten», unterbrach mich Gabriel scharf.

«Ich ... ich ... muss beruflich viel tun.»

«Am siebten Tag sollst du ruhen.»

Ich ruhte am siebten Tag, und auch am sechsten Tag, und manchmal feierte ich sogar krank, um an einem der ersten fünf Tage zu ruhen, aber das war wohl nicht das, was Gabriel meinte.

«Du hast schon vor zwanzig Jahren in meinem Konfirmandenunterricht an Gott gezweifelt», mahnte Gabriel.

Der Mann hatte vielleicht ein Gedächtnis. Dass er das noch wusste! Damals war ich dreizehn und mit dem coolen Kevin zusammen. In seinen Armen fühlte ich mich wie im Himmel, und mit ihm hatte ich auch meinen ersten Zungenkuss. Aber leider wollte er mich nicht nur küssen, er wollte auch immer wieder unter meinen Pulli. Ich ließ das nicht zu, weil ich fand, dass das noch Zeit hatte. Eine Ansicht, die er nicht teilte. Deswegen fummelte er bei der Konfirmanden-Freizeit-Party unter dem Pulli einer anderen, direkt vor meinen Augen. Und die Welt, wie ich sie kannte, endete in diesem Augenblick.

Es konnte mich auch nicht trösten, dass Kevin die Brüste der anderen mit der gleichen Sensibilität behandelte, die Bäcker beim Herstellen von Brötchenteig an den Tag legen. Selbst meine zwei Jahre ältere Schwester Kata konnte mich nicht beruhigen, obwohl sie so schöne Dinge sagte wie: «Der hat dich gar nicht verdient», «Er ist ein blöder Sack» oder «Man sollte ihn standrechtlich erschießen».

So lief ich zu Gabriel und fragte ihn mit Tränen in den Augen: «Wie kann es einen Gott geben, wenn es in der Welt etwas so Fieses wie Liebeskummer gibt?»

«Erinnerst du dich auch, was ich dir darauf geantwortet habe?», fragte Gabriel.

«Gott lässt den Liebeskummer zu, weil er den Menschen einen freien Willen gegeben hat», erwiderte ich mit einem leicht leiernden Tonfall.

Ich erinnerte mich auch daran, dass ich damals fand, dass Gott Kevin ruhig den freien Willen wieder hätte nehmen können.

«Ich habe ebenfalls einen freien Willen», erklärte Gabriel. «Ich bin kurz vor der Pensionierung und muss nicht mehr jeden trauen, von dessen Gottesfürchtigkeit ich nicht überzeugt bin. Warte auf meinen Nachfolger. Der kommt in sechs Monaten!»

«Wir wollen aber jetzt heiraten!»

«Und das ist mein Problem, weil ...?», fragte er provozierend.

Ich schwieg und fragte mich: Darf man Pastoren eigentlich hauen?

«Ich mag es nicht, wenn man meine Kirche als Eventstätte nutzt», erklärte Gabriel und sah mich durchdringend an. Ich war kurz davor, mich schuldig zu fühlen – meine Wut wich einem diffusen schlechten Gewissen.

«Du weißt, dass es noch eine evangelische Kirche im Ort gibt», sagte Gabriel.

«Aber ... in der will ich nicht heiraten.»

«Und warum nicht?»

«Weil ... weil ...», ich wusste nicht, ob ich es wirklich sagen sollte. Aber eigentlich war es ja auch egal, Pastor Gabriel hatte offensichtlich eh keine gute meine Meinung von mir. Also sagte ich etwas kleinlaut: «Weil in der Kirche meine Eltern geheiratet haben.»

Verblüffenderweise wurde Gabriel nun sanfter: «Du bist Mitte dreißig, da müsstest du doch über die Trennung deiner Eltern langsam mal hinweg sein?»

«Klar ... klar, bin ich das, wäre ja auch albern, wenn nicht», antwortete ich. Schließlich hatte ich ja ein paar Stunden Therapie hinter mir, bis die mir zu teuer wurde. (Eigentlich sollten alle Eltern darauf verpflichtet werden, für ihre Kinder gleich bei der Geburt ein Sparkonto einzurichten, damit die später davon ihren Psychologen zahlen konnten.)

«Aber du hast dennoch Angst, dass es Unglück bringt, dich in der Kirche trauen zu lassen, in der deine Eltern heirateten?», hakte Gabriel nach.

Nach kurzem Zögern nickte ich: «Ich bin halt abergläubisch.»

Er sah mich an, mit einem überraschend verständnisvollen Blick. Anscheinend setzte gerade seine christliche Nächstenliebe ein.

«Einverstanden», erklärte er. «Ihr könnt hier heiraten.»

Ich konnte es kaum fassen: «Sie ... Sie sind ein Engel, Pastor!»

«Ich weiß», antwortete er und lächelte dabei merkwürdig melancholisch.

Als Gabriel merkte, dass mir dies auffiel, bedeutete er mir hinauszugehen. «Schnell, bevor ich es mir anders überlege.»

Ich sprang erleichtert auf und eilte Richtung Tür. Dabei fiel mein Blick auf ein weiteres Gemälde, diesmal eines von der Wiederauferstehung Jesu. Und ich dachte bei mir: Der sieht wirklich so aus, als ob er gleich *Stayin' Alive* singen würde.

«Ich hab dir doch gesagt, Pastor Gabriel ist ein ganz netter Mann», sagte Sven, während er mir auf dem Sofa in unserer süßen kleinen Dachgeschosswohnung die Füße massierte. Das machte er – im Gegensatz zu allen anderen Männern – supergerne, was ich auf einen seltenen Gendefekt zurück-

führte. Meine Exfreunde hatten mich meistens nicht länger als zehn Minuten massiert und erwarteten für diese großartige Leistung anschließend Sex. Besonders Stewardessliebhaber Marc, von dem ich hoffte, dass er später in der Hölle von äußerst kreativen Dämonen betreut würde, die in der altherwürdigen Kunst der Kastration ausgebildet waren.

Bevor ich mit Mitte dreißig Sven kennenlernte, war ich Single und mein Sexleben inexistent. Jedes Mal, wenn ich Frauen mit Kindern sah, merkte ich, wie meine biologische Uhr ticktack machte. Und jedes Mal, wenn diese völlig übermüdeten Mütter mich mitleidig anlächelten und mir erzählten, dass man nur mit Kindern eine glückliche, erfüllte, in sich ruhende Frau sein konnte, traf das mein äußerst fragiles Selbstbewusstsein. In diesen Augenblicken konnte ich mich nur mit einem Liedchen beruhigen, das ich extra für solche Situationen gedichtet hatte: «Ich hab keine Schwangerschaftsstreifen, dudei, dudei! Ich hab keine Schwangerschaftsstreifen, dudei, dudei, hey!»

Ich versuchte mich schon mit der Tatsache abzufinden, als eine dieser alten Frauen zu enden, die sieben Monate nach ihrem Tod zufällig von Entrümpelungsunternehmern verwest in ihrer Zweizimmerwohnung gefunden werden, da traf ich Sven.

Ich hatte zuvor in einem Malenter Café im Vorbeigehen gegenüber einer extrem nervigen frischgebackenen Mutter meinen Schwangerschaftsstreifen-Song etwas zu laut gesungen. Die glückliche, erfüllte Mutter zeigte mir daraufhin, wie sehr sie in sich ruhte: Sie schüttete mir ihren Kaffee ins Gesicht. Ich stolperte, fiel und schlug gegen eine Tischkante. Ich hatte eine Platzwunde an der Stirn, fuhr sofort mit dem nächsten Taxi ins Krankenhaus und wurde von Sven in Emp-

fang genommen. Er arbeitete dort als Pfleger und war keine überragende Schönheit – von daher passten wir sehr gut zueinander. Als ich beim Nähen der Wunde weinte, gab er mir ein Taschentuch. Als ich wegen der Flecken auf meiner schönen Bluse jammerte, tröstete er mich. Und als ich ihm für alles dankte, lud er mich zur Pizza ein. Fünfzehn Pizzen später zog ich zu ihm und war heilfroh, meine Zweizimmerwohnung nie wieder sehen zu müssen.

Weitere vierundachtzig Abendessen später machte Sven mir einen formvollendeten Heiratsantrag: auf den Knien, mit einem wunderschönen Ring, der ihn mindestens ein Monatsgehalt gekostet hatte. Dabei ließ er die Kinderfußballmannschaft, die er in seiner Freizeit betreute, ein riesiges Herz aus Rosen legen und *Dein ist mein ganzes Herz* singen.

Er fragte mich: «Willst du meine Frau werden?»

Für einen Augenblick dachte ich mir: «Wenn ich jetzt nein sage, dann sind die Kinder für den Rest des Lebens verstört.»

Dann antwortete ich tief gerührt: «Klar will ich das!»

Sven rieb meine Füße gerade mit Extra Sensitive Massageöl ein, das künstlich nach Rosen duftete, da fiel mein Blick auf den «Malenter Kurier». Er hatte eine Immobilienanzeige angekringelt.

«Du ... hast da was angekreuzt?»

«Da gibt's ein Neubaugebiet, wo wir uns die Grundstückspreise leisten könnten.»

«Und ... warum sollten wir uns das angucken?», fragte ich alarmiert.

«Na ja, etwas Größeres wäre nicht schlecht ... wenn wir mal Kinder haben wollen.»

Kinder? Hatte er da eben «Kinder» gesagt? In meinen

Single-Zeiten hatte ich zwar neidisch auf Mütter gestarrt, aber seitdem ich mit Sven zusammen war, fand ich, dass ich noch ein bisschen Zeit hatte, bis ich als Augenringe-Zombie anderen erzählte, wie erfüllt ich bin.

«Ich ... finde, wir sollten unser Leben als Paar noch ein bisschen genießen», gab ich zu bedenken.

«Ich bin neununddreißig und du vierunddreißig. Mit jedem Jahr, das wir warten, wird die Chance größer, dass wir ein behindertes Kind bekommen», erklärte Sven.

«Du hast eine nette Art, eine Frau vom Kinderkriegen zu überzeugen», erwiderte ich und versuchte dabei zu lächeln.

«Entschuldige.» Sven entschuldigte sich immer sehr schnell.

«Schon gut.»

«Aber ... du willst doch auch welche?», fragte er.

Ich wusste nicht, was ich antworten sollte. Wollte ich wirklich welche? Meine Sprechpause näherte sich bedrohlich einer Schweigeminute, als der zunehmend verunsicherte Sven nachfragte: «Nicht wahr, Marie?»

Da ich diesen lieben Mann einfach nicht leiden sehen konnte, scherzte ich: «Klar, fünfzehn Stück.»

«Fußballmannschaft plus Auswechselspieler», lächelte er glücklich. Dann küsste er meinen Nacken. Damit begann er traditionell das Vorspiel. Aber er brauchte ausnahmsweise mal sehr lange, um mich in Wallung zu bringen.

«Kläranlage wird dreißig Jahre alt» tippte ich als Überschrift meines neuen Seite-eins-Artikels, ohne jeglichen Anflug von Elan. Als ich die Journalistenschule verließ, hatte ich noch auf eine Stelle bei einem Magazin wie dem «Spiegel» gehofft, aber dazu hätte ich wohl einen besseren Abschluss als 2,7 haben müssen. So landete ich zuerst in München bei der «Anna», dem Magazin für die moderne Frau, deren Aufmerksamkeitsspanne für höchstens eine halbe Seite langt. Es war kein Traumjob, aber an guten Tagen fühlte ich mich fast wie Carrie aus «Sex and the City». Um so zu sein wie sie, fehlten mir eigentlich nur ein fünfstelliges Budget für Markenkla-motten und eine Fettabsaugung.

Vielleicht wäre ich ewig bei der «Anna» geblieben. Aber leider wurde dort Marc Chefredakteur. Leider war er super-charmant. Leider wurden wir ein Paar. Leider betrog er mich mit der schlanken Stewardess, und leider reagierte ich darauf nicht ganz so souverän, wie ich es hätte tun sollen: Ich versuchte ihn mit dem Auto zu überfahren.

Na ja, nicht wirklich ernsthaft.

Aber er musste schon ein bisschen aus dem Weg springen.

Nach dieser Aktion kündigte ich bei der «Anna» und fand mit meinem suboptimalen Lebenslauf auf dem ausgetrockneten Journalistenmarkt keine andere Stelle als ausgerechnet beim «Malenter Kurier», und die auch nur, weil mein Vater den Verleger kannte. Mit einunddreißig Jahren in meinen Heimatort zurückzukehren war für mich so, wie mit einem Schild herumzulaufen, auf dem stand: «Hallo, ich habe in meinem Leben aber so was von komplett versagt.»

Der Vorteil, in so einer verstaubten Redaktion zu arbeiten, lag lediglich darin, dass ich genug Zeit hatte, mir über die Sitzordnung der Hochzeitsfeier Gedanken zu machen, was bekanntlich eine Wissenschaft für sich ist. Besonders beschäftigte mich die Frage, wie ich meine geschiedenen Eltern positionieren sollte. Während ich mir darüber den Kopf zerbrach, betrat Papa die Redaktion und machte die Sache mit der Sitzordnung noch komplizierter. Migräne verursachend kompliziert.

«Ich muss dir dringend etwas erzählen», begrüßte er mich. Ich war verwundert, lag doch ein Strahlen in seinem sonst so blassen Gesicht. Er hatte reichlich Eau de Cologne aufgetragen, und seine wenigen verbliebenen Haare waren ausnahmsweise gekämmt.

«Du, Papa, kann das noch ein bisschen warten?», fragte ich. «Ich habe keine Zeit, ich muss einen Artikel schreiben über alles, was ich noch nie über die Beseitigung von Exkrementen wissen wollte.»

«Ich habe eine Freundin», platzte es aus ihm heraus.

«Du ... du ... Das ist ja wunderbar», stammelte ich und vergaß die Exkremeante.

Papa hatte eine Freundin? Das war eindeutig eine Überraschung. Ich malte mir aus, wer diese Frau wohl sein mochte: eine ältere Dame aus dem Kirchenchor vielleicht? Oder eine Patientin aus seiner Urologenpraxis (obwohl ich mir die erste Begegnung lieber nicht so genau vorstellen mochte).

«Sie heißt Swetlana», strahlte Papa.

«Swetlana?», wiederholte ich und versuchte sämtliche Vorurteile gegenüber slawisch klingenden Frauennamen aus meinen Gedanken zu verdrängen. «Klingt ... nett ...»

«Sie ist nicht nur nett. Sie ist großartig», strahlte er noch mehr.

Mein Gott, er war verliebt! Das erste Mal seit über zwanzig Jahren. Und obwohl ich mir das immer für ihn gewünscht hatte, war ich mir gerade nicht ganz sicher, wie ich das finden sollte.

«Du wirst dich bestimmt gut mit Swetlana verstehen», sagte Papa.

«Ah ja?»

«Ihr habt ein Alter.»

«Was?!?»

«Jedenfalls fast.»

«Was heißt das? Ist sie vierzig?», fragte ich.

«Nein, sie ist fünfundzwanzig.»

«Wie alt?»

«Fünfundzwanzig.»

«WIE ALT?»

«Fünfundzwanzig.»

«WIEEEE ALT???»

«Warum fragst du das immer wieder?»

Weil sich mein Hirn bei der Vorstellung, dass mein Vater eine fünfundzwanzigjährige Freundin hatte, der Kernschmelze näherte.

«Wo, wo, woher kommt sie denn genau?», fragte ich, um Contenance bemüht.

«Aus Minsk.»

«Russland?»

«Weißrussland», korrigierte er mich.

Ich schaute mich irritiert um und hoffte, irgendwo eine versteckte Kamera zu erspähen.

«Ich weiß, was du jetzt denkst», sagte Papa.

«Dass hier bestimmt eine versteckte Kamera ist?»

«Gut, ich weiß doch nicht, was du denkst.»

«Was hast du denn gedacht, was ich dachte?», fragte ich.

«Dass Swetlana auf mein Geld aus ist, nur weil ich sie über eine Partnervermittlung im Internet kennengelernt habe ...»

«Du hast sie wo kennengelernt?», unterbrach ich ihn.

«Bei www.amore-osteuropa.com.»

«Oh, www.amore-osteuropa.com – das klingt ja total seriös!»

«Du bist ironisch, oder?»

«Und du naiv», erwiderte ich.

«Auf www.Partnervermittlungs-Test.de hat die Agentur die besten Ratings», hielt er dagegen.

«Na, wenn www.Partnervermittlungs-Test.de das sagt, dann ist Swetlana sicherlich eine hochanständige Frau, die weder Interesse an deinem Geld noch der deutschen Staatsbürgerschaft hat», ätzte ich.

«Du kennst Swetlana doch gar nicht!» Papa war nun sehr beleidigt.

«Aber du?»

«Ich war letzten Monat in Minsk ...»

«Halt, halt, halt – alle Maschinen stopp!» Ich sprang von meinem Stuhl auf und baute mich vor ihm auf. «Du hast mir doch erzählt, du besuchst mit dem Kirchenchor Jerusalem. Du hattest dich doch so auf die Grabeskirche gefreut.»

«Ich habe gelogen.»

«Du hast deine eigene Tochter angelogen?» Ich konnte es nicht fassen.

«Weil du mich sonst aufgehalten hättest.»

«Und zwar mit Waffengewalt!»

Papa atmete durch: «Swetlana ist ein extrem reizendes Wesen.»

«Ja, das glaub ich. Sie reizt mich ja jetzt schon», erwiderte ich.

«Aber ...»

«Nichts aber! Sich auf so eine Frau einzulassen ist verrückt!»

Papa antwortete mit einer Mischung aus Trotz und Trauer:
«Du gönnest mir mein Glück nicht.»

Das traf mich. Natürlich gönnte ich ihm jedes Glück. Seit meinem zwölften Lebensjahr, seit dem Tag, als Mama ihn verlassen hatte, wollte ich Papa wieder glücklich sehen.

Als er damals, weiß wie eine Wand, vor mir stand und mir erklärte, dass Mama ausgezogen sei, konnte ich es nicht glauben. Ich fragte ihn, ob es denn gar keine Chance gebe, dass sie wieder zu uns zurückkehrt.

Er schwieg. Lange. Schließlich schüttelte er nur stumm den Kopf. Dann begann er zu weinen. Ich brauchte eine Weile, bis ich es überhaupt realisierte: Mein Papa weinte. Als er gar nicht mehr aufhören konnte, nahm ich ihn in die Arme. Und er weinte an meiner Schulter.

Keine Zwölfjährige sollte ihren Papa so weinen sehen.

Ich dachte nur: «Lieber Gott, bitte mach, dass alles wieder gut wird. Dass Mama wieder zu ihm zurückkommt.» Aber mein Gebet wurde nicht erhört. Vielleicht musste Gott ja gerade Leute in Bangladesch vor einer Flutkatastrophe retten.

Jetzt war Papa endlich wieder glücklich, nach all den Jahren. Aber anstatt mich für ihn zu freuen, hatte ich nur Angst, ihn nochmal weinen zu sehen. Diese Swetlana würde ihm mit Sicherheit das Herz brechen.

Entschlossen sagte er zu mir: «Und damit du es weißt, ich bringe Swetlana mit zur Hochzeit.»

Dann ging er hinaus und knallte dabei die Tür zu, ein bisschen zu theatralisch, wie ich fand. Ich starrte noch etwas auf

die Tür, schließlich fiel mein Blick wieder auf die Sitzordnung. Und die Migräne setzte ein.

4

Egal, was Pastor Gabriel von mir dachte, ich betete öfter mal zu Gott. Ich glaubte zwar nicht hundertprozentig an einen allmächtigen Herrn im Himmel, hoffte aber sehr, dass es ihn gab. So betete ich, wenn ein Billigflieger, in dem ich saß, startete und landete. Oder vor der Ziehung der Lottozahlen. Oder wenn ich wollte, dass der ständig laut singende Operntenor in der Wohnung unter uns seine Stimme verliert.

Vor allen Dingen aber betete ich, dass diese Swetlana meinem Papa nicht das Herz brach.

Meine ältere Schwester Kata, die mit ihren blonden, wilden Haaren aussah wie eine widerborstige Version von Meg Ryan, fand meine Gebete albern, und das sagte sie mir auch. Sie war eine Woche vor der Hochzeit nach Malente angereist, und wir joggten gerade gemeinsam um den Malenter See.

«Marie», lächelte Kata, «wenn es einen Gott gibt, warum gibt es dann so Dinge wie Nazis, Kriege oder Modern Talking?»

«Weil er den Menschen den freien Willen gegeben hat», antwortete ich, Gabriel zitierend.

«Und warum gibt er den Menschen einen freien Willen, mit dem sie sich gegenseitig quälen?»

Ich überlegte eine Weile, dann antwortete ich geschlagen: «Touchez.»

Kata war schon immer die Abgeklärtere von uns beiden. Mit siebzehn schmiss sie die Schule, ging nach Berlin, hatte dort ihr Coming-out als Lesbe und startete eine Karriere als Zeichnerin eines täglichen Comicstrips einer überregionalen Zeitung. Mit dem Titel «Sisters». Über zwei Schwestern. Über uns.



Kata hatte von uns beiden auch die viel bessere Kondition. Sie schnaufte kein bisschen, während ich schon nach acht-hundert Metern den schönen Malenter See nicht mehr halb so schön fand.

«Sollen wir aufhören zu laufen?», fragte sie.

«Ich muss ... bis zur Hochzeit noch zwei Kilo abnehmen», keuchte ich.

«Dann wiegst du immer noch 69», grinste Kata.

«Kein Mensch mag schlanke Klugscheißer», konterte ich hechelnd.

«Es ist doch schön, wenn Papa nach zwanzig Jahren Abstinenz mal Sex hat», brachte Kata das Thema auf www.amore-osteuropa.com.

Papa hatte Sex?

Das war ein Bild, das ich nie vor Augen haben wollte! Das sich aber gerade zu meinem Entsetzen in meine Hirnrinde einfräste.

«Er ist dabei bestimmt glücklich und ...»

Weiter kam Kata nicht, ich hielt mir die Hände an die Ohren und sang laut: «Lalala, ich will das gar nicht hören. Lalala-la, das interessiert mich nicht.»

Kata hörte auf zu reden. Ich nahm die Hände wieder von den Ohren.

«Obwohl Männer», hob Kata lächelnd wieder an, «die wie Papa so lange ohne feste Bindung waren, zwischendrin sicher mal zu Prostituierten gehen ...»

Ich nahm erneut die Hände an die Ohren und sang so laut ich konnte: «Lalalala, wenn du noch weiterredest, hau ich dich ...»

Kata schmunzelte: «Ich bin immer wieder beeindruckt, wie erwachsen du doch bist.»

Ich war viel zu sehr außer Atem, um etwas zu erwidern,

und ließ mich erschöpft auf die nächste Parkbank fallen, die im Schatten eines Kastanienbaums stand.

«Und ich bin immer wieder beeindruckt, wie gut deine Kondition ist», ergänzte Kata.

Ich warf ihr eine Kastanie an den Kopf.

Kata grinste nur. Sie war auch nicht ein Zehntel so schmerzempfindlich wie ich. Während ich schon jammerte, wenn ich einen eingerissenen Zehennagel hatte, jammerte sie nicht mal, als sie vor fast fünf Jahren einen Tumor im Kopf hatte. Oder – wie sie es formulierte – «die Gelegenheit herauszufinden, wer meine wahren Freunde sind».

Als sie so krank war, nahm ich jedes Wochenende den Flieger nach Berlin und besuchte sie in der Klinik. Es war hart zu sehen, wie sehr meine Schwester litt, wie sie vor lauter Schmerzen nicht mal mehr richtig schlafen konnte. Tabletten linderten ihr Leiden kaum. Infusionen auch nicht. Und die Chemotherapien taten ihr Übriges: Aus meiner kraftvollen Schwester wurde ein abgemagertes kahlköpfiges Wesen, das seine Glatze mit einem frechen Totenkopf-Tuch verhüllte. Damit sah sie aus, als ob sie jeden Moment auf Captain Sparrows Piratenschiff *Black Pearl* anheuern würde. Nach sechs Wochen wunderte ich mich, dass Katas damalige Freundin Lisa nicht mehr zu Besuch kam.

Kata erklärte nur: «Wir haben uns getrennt.»

«Wieso das denn?», fragte ich geschockt.

«Wir hatten unterschiedliche Interessen», antwortete Kata kurz.

«Welche?», wollte ich irritiert wissen.

Kata lächelte süßsauer: «Sie zieht gerne durchs Nachtleben, ich kotze wegen Chemo.»